

Annie Sonnenberg

Leonies Rosenbeet

Eine Erzählung zum Vorlesen
an langen Herbst- und Winterabenden

Impressum

Text & Umschlag: Annette Sonnenberg

Satz: Marcel Dennhardt

Verlag: Annette Sonnenberg
Rösekenwinkel 22, 38110 Braunschweig
mail@anniesonnenberg.de

Druck: epubli – ein Service der neopubli GmbH, Berlin

Stellt euch vor, wir wären gute Freunde. Stellt euch vor, wir hätten uns auf einer Reise abends gemeinsam in einer großen westfälischen Bauernstube zusammengesetzt. Es ist kalt geworden draußen, dunkel und feucht. Drinnen brennt das Feuer im Kamin und hält uns warm, doch auch das Herz verlangt nach einer Stärkung. Drum hört, ihr Weisen, Denker, Wissende, die einfache Geschichte zweier Seelen in einem Land nicht weit von hier, dort draußen. Ein gutes Land ist es, mit all seinen Hügeln und fruchtbaren Tälern. Ein Land, in dem es mannigfaltige Geheimnisse zu entdecken gibt. Für einen Jungen in einem Alter, in dem er Knappe werden könnte, ist es dort wie im Traum.

Das gilt natürlich auch für Mädchen.

1. Das Siegel

»Nein«, meinte Ricardo und lächelte. »Bei allem Respekt, aber ich denke, so einfach ist das nicht.« Der Knappe stand neben seinem Fürsten Cuculaínn am Rand der Gruppe erwartungsvoller Dorfbewohner und wärmte seine Hände am Lagerfeuer.

»Nicht so einfach? Wieso, was soll es denn sonst sein?« Der junge Ritter tauchte aus seiner offensichtlichen Verliebtheit auf und schaute verwirrt umher.

Ricardo wurde unsicher. »Sie ist ... komisch. – Einfach komisch.«

»Ric, lass den Quatsch. Jeder weiß, dass sie sich seltsam benimmt, aber niemand kann es begründen. Die meisten können nicht einmal beschreiben, was sie stört. Dass sie anders sein soll als wir, ist vermutlich nur Gerede.«

Der Jüngere der beiden wandte leicht den Kopf und sah mit klaren blauen Augen das Mädchen an, das ihm gegenüber auf einer Bank am Feuer saß und die sein Ritter bereits den ganzen Abend angestarrt hatte. »Vermutlich«, sagte er. Und damit schwiegen sie.

*

Leonie war gar nicht wohl. Aus irgendeinem Grunde hatte sie sich nie richtig zugehörig gefühlt zu ihrem Dorf. Sie hatte sehr früh ihre Eltern verloren, lebte im Gebäude der alten Mühle unten am Fluss und verdingte sich um ein paar Schnitten Brot beim Müller, der keinen Hehl daraus machte, dass er sie nicht besonders mochte.

Das junge Mädchen stand von der Bank am Feuer auf und wandte sich in die Richtung des großen Waldes.

Dieser Ritter Cuculaínn und sein Knappe Ricardo starrten sie so komisch an. Sicher würden sie gleich über sie sprechen, und es würden keine freundlichen Worte sein. Es war gut, wenn sie ging. Aber aus irgendeinem Grunde vermochte sie den Anblick von Ricardos freundlichen Augen nicht aus ihren Gedanken zu vertreiben. Der junge Mann wirkte anders als die anderen, nicht so roh.

Cuculaínn dagegen konnte sie nicht recht einschätzen. Die Ritter waren im Dorf hoch angesehen; allerdings sprachen sie zumeist nicht mit dem einfachen Volk. Nur bei Festen wie diesem zeigten sie sich ohne Rüstung – bei Opferfesten, die Leonie verabscheute.

Die anderen Dorfbewohner glaubten, dass mit einem Opfer das Gleichgewicht der Kräfte in der Welt wieder in Ordnung gebracht werden konnte, und das war eine Vorstellung, die auch ihr guttat. Aber ihr war nicht wohl dabei. Es war, als ob ihr irgendetwas fehlte.

Leider konnte sie sich niemandem anvertrauen, außer dem Müllergesellen. Den fragte sie, weshalb ihr als einziger die Freude am Fest verborgen blieb, aber sie erhielt nur ausweichende Antworten, denn er wusste auch nicht genau, was mit ihr nicht stimmte. Und davon wurde ihr erst recht nicht wohlher.

*

Die Dorfbewohner begaben sich in einer langen Prozession vom wärmenden Lagerfeuer in die Kälte hinaus. Opferfesttage waren zugleich potentiell Tage des Gerichts, und auch diesmal war jemand angeklagt worden. Die Spannung stieg mit jedem Schritt, bis es endlich so weit war: Die Richter hatten entschieden, und der Müllergeselle erklimm den Glockenturm, bereit zu läuten. Wenn alle versammelt waren, würde die sanfte Bronze erklingen. Zweimal verkündete Schuld, dreimal Unschuld des Angeklagten.

Auf der höchsten Klippe, am Rand des Dorfes, stand eine junge Frau mit einem Strick um den Hals. Leonie musste nicht ihre Sehkraft bemühen, um zu wissen, dass daran ein Stein befestigt war. Die Frau sollte dem Meer überantwortet werden. Nahmen die Wellen ihren Leib auf und ging sie unter, galt sie als unschuldig und mit der Mutter Erde versöhnt. Andernfalls war sie mit Sünde verseucht und musste umgebracht werden, um das Dorf zu schützen.

So ging es an jedem Gerichtstag im Dorf zu.

»Was ist?«, fragte Cuculaínn freundlich und legte einen Arm um Leonies Schultern. »Du solltest dich freuen.«

»Ja«, sagte sie nur. Aber in ihrem Inneren rebellierte es: Cuculaínn hatte keine Ahnung. Die arme Frau hat gar keine Chance, dachte sie. Und sah

ihr direkt in die sanften braunen Augen, die vor Angst ganz groß geworden waren.

Plötzlich schrie die Unbekannte auf. Leonie fuhr aus ihrer Betrachtung.

»Caitlín«, kam es von der Klippe, »Caitlín!«

Erst jetzt erkannte Leonie, dass die Frau ein Amulett in der Hand hielt, das an einer Kette befestigt war. Sie sah der Unbekannten wieder in die Augen.

Die Fremde starrte zurück. »*Caitlín!*«

Mit diesem Wort schwang die Verurteilte das Amulett in die Zuschauerschaft.

Leonie hatte nur noch einen Gedanken: Sie musste das Siegel finden! Sie kroch zwischen den Füßen der Herumstehenden hindurch und zwängte sich an der beifallklatschenden ersten Reihe vorbei.

Die Glocke ertönte.

Bim. Leonie riss das Siegel an sich.

Bim. Nur ein Herzschlag – – –

Bim.

Das leiernde Gemurmel des Priesters kam Leonie abscheulich vor.

Fiona entzündete eine Fackel und sumnte eine kleine Melodie.

*